

# Bleiben, gehen, wiederkommen

Autor(en): **Droste, Wiglaf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **15 (2008)**

Heft 173

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-884953>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# bleiben, gehen, wiederkommen

Von Nest zu Nest, der Eltern, der Liebe oder der Musik wegen. **WIGLAF DROSTE** blieb nie lange an einem Ort.

Bleiben? Weshalb hätte ich bleiben sollen, wozu? Um was zu tun? Ich wuchs in Ostwestfalen auf, in Nestern wie Mennighüffen und Bad Oeynhausen, wo ich in der zweiten Klasse der Bürgerschule I meine Lehrerin Fräulein Jording heiraten wollte. Sie zog aber einen Älteren vor, und so war ich in meinem Schmerz nicht traurig darüber, dass meine Eltern, meine beiden Brüder und ich zu Beginn meines dritten Schuljahrs nach Altenhagen zügelten, in ein weiteres Kaff, gelegen in der Mitte zwischen Bielefeld und Herford, wo ich im Kreiskrankenhaus das Zwielficht der Welt erblickt hatte. Altenhagen war ländlich, es gab Bauern, Felder, Wälder, und in der Grundschule hatten wir Heimatkunde, da zog man im Herbst aus, sammelte bunte Blätter und klebte sie in ein Album ein.



Ab der Sexta, der fünften Klasse, ging es nach Heepen, aufs Gymnasium, vier bis fünf Kilometer mit dem Schulbus oder dem Fahrrad, später auch führerscheinfrei mit dem Mofa. Interessant wurde es in der Oberstufe, es gab Philosophieunterricht, wir lasen Camus und Sartre, der Existentialismus war ein Weg heraus aus dem Mief der Käffer, aus der Enge, der Begrenztheit, der Beschränktheit der Köpfe. Die Reise wurde auch räumlich vollzogen, wir fuhren nach Paris. Bis zu dieser Reise hatte ich fest geglaubt, dass alle alten Franzosen Widerstandskämpfer wären. In Paris fiel unsere Gruppe von durcheinander schwatzenden Jugendlichen wohl einem älteren Franzosen mit grauem Haar und grauem Schnauzbart auf. Der Mann begleitete uns ein Stück, blieb dann stehen, salutierte und sprach: «Vous êtes allemands? Bravo! 'itläär! 'itläär! Les juifs! 'itläär! Bravo!»

Er hob den rechten Arm. Meine Mitschülerin Berthe Khayat funkelte ihn aus ihren grünen Augen an. Sie hatte einen französisch-ägyptischen Vater und eine deutsche Mutter, war

bilingual aufgewachsen und verstand ihn ganz genau. Sie zischte ihn auf französisch an, er solle verschwinden. Er stutzte, fluchte, drehte sich um und ging. Was der Kerl denn gesagt habe, wollten alle von ihr wissen. Sie sagte es uns: «Er hat uns dazu gratuliert, dass wir Deutsche sind. Und zu dem, was die Deutschen unter Hitler mit den Juden gemacht haben.»



Ich war in Berthe verliebt; sie war knapp ein Jahr älter als ich und fand, ich sei zu jung für sie. Schon wieder! War Jugend der Fluch meines Lebens? Ich gab nicht auf. Ein Jahr lang warb ich hartnäckig um Berthes Herz, dann erhöerte sie mich. Doch ihre Eltern zogen fort, nach Fulda, und rissen sie mit sich. Wenn man Schüler ist und weder Zeit noch Geld hat, ist eine Entfernung wie Bielefeld-Fulda nahezu unüberwindlich. Ich fuhr per Anhalter. Schon der Hinweg ging nicht gut, der Rückweg war eine Katastrophe. Ausschliesslich alte Lüstlinge liessen mich, den nicht volljährigen Jungen, in ihre Autos einsteigen. Ich wehrte mich. Sie warfen mich aus dem Auto. Es war ein Alptraum. Am Ende fuhr ich schwarz mit dem Zug und kam doch zu spät zur Schule.

Zuhause gab es Ärger. Mein Vater, ein Gymnasiallehrer und autoritärer Knochen, machte mir immerzu Vorschriften. Ich sagte ihm, er solle sich einen Hund kaufen, wenn er unbedingt befehlen müsse. Er schlug zu. Ich nahm einen schweren Aschenbecher in die Hand und holte aus. Mein Bruder und ein Onkel zertritten mich von ihm weg. Eine Woche vor meinem 18. Geburtstag zog ich von zuhause aus; ich hatte ein winziges, billiges Zimmer in einer WG gefunden und eine kleine Fabrik aufgetan, wo ich dreimal die Woche drei Stunden neben der Schule Hilfsarbeiten machen konnte, nachmittags. Mein Vater, das muss ich ihm lassen, half mir beim Umzug. Dank der Güte meiner Philosophielehrerin und des Schuldirektors,

die alle Begehren, mich wegen fortgesetzten Fernbleibens vom Unterricht von der Schule zu relegieren, abwiegelten, machte ich Abitur.



Danach arbeitete ich als Gehilfe in einer Landschaftsgärtnerei, mit dem Geld reiste ich: Frankreich, Spanien, Portugal, Marokko. Es folgten sechzehn Monate Zivildienst – in der zweiten Instanz war ich als Kriegsdienstverweigerer anerkannt worden, in der ersten Instanz hatte man mir noch bescheinigt, «nicht über ausreichende Gewissensgründe» zu verfügen. Wahrscheinlich hatten sie gemerkt, dass ich vor allem Kriechdienstverweigerer war. Egal, ich war Arbeitersamariter im mobilen sozialen Hilfsdienst. Vor allem aber hatte ich eine Band. Rock bis Punk, laut, eigene Texte, herausgebrüllt. Wir hatten Fans – im Übungsraum, aus dem wir kaum herauskamen. Nach dem Zivildienst wechselte ich die Band – wir gingen auf Tour, bis nach Hessen kamen wir!

Und dann machte ich mich endlich auf, fort – nach Berlin, einer Provinzstadt, die ihre Einwohnerzahl mit Grösse und Geist verwechselt, aber besser als bleiben und versauern war es allemal. Diesen Text schreibe ich im Zug von Leipzig, wo ich unterdessen lebe, nach Frankfurt, wo ich am Abend lese. Bewegung hilft dem Kopf auf die Sprünge, und genauso freue ich mich, bald wieder Zuhause zu sein – an dem Ort, der für einen Zigeuner wie mich einem Zuhause so nahe kommt, wie das nur geht.

So steht es im Buch der Lieder:  
Wer nicht weggeht, kommt nicht wieder.

Und so geh' ich, froh beseelt,  
weil an Liebe es nicht fehlt.

**Wiglaf Droste**, 1961, lebt in Leipzig, ist Autor zahlreicher Bücher und satirischer Kolumnist.



